



Innenhof.

Aus den Kriegsbriefen gefallener Studenten.

(Verlegt: München bei Georg Müller.)

Im Schützengraben bei Beaumont, am 4. November 1914.

Du möchtest wohl am liebsten wissen, ob ich der Alte geblieben bin? Ich glaube, mein lieber Freund, ich habe mich nicht im geringsten geändert. Ich habe eine große Freude erlebt, und das ist: ich habe meine Lebens- und Weltanschauung geprüft gesehen, und sie hat mich nicht verlassen. Mancher muß jetzt wimmern und zu allem möglichen seine Zuflucht nehmen; ich habe Trost gefunden in meinen alten Gedanken, auch jetzt, wo der Tod immer neben uns steht. — Du weißt, ich bin als einer der ersten weggekommen, freiwillig. Wir haben böses erlebt seither, böse Strapazen, aber tatsächlich: ich würde mich wieder freiwillig melden. Das Leben hier ist schwer, fast alle möchten nach Hause, aber es enthält viel Schönes, Wertvolles, und nur die Mühen des Wetters, Kälte und Regen entringen mir auch

oft die Worte: „Ich wollte es wäre Frieden und ich wäre zuhause.“ Aber es wird ja noch lange, lange dauern. Wenn es nur kein zu harter Winter wird!

Es liegt Stroh in den Höhlen, aber es ist doch sehr kalt, und sobald es regnet, ist es schrecklich. Wenn wir nicht Schanzen müssen an Verbindungsgräben usw., dann liegt man so rum in den Gräben, putzt das Gewehr und die Ausrüstung — sich selbst kann man nicht putzen, denn das Wasser reicht kaum zum Trinken — oder man kocht sich Apfelsmus, die Äpfel holt man sich im feindlichen Feuer, man schreibt Briefe oder Notizen, oder — was ich am liebsten tue — man träumt und denkt an allerlei. Bisweilen knallt es dann lebhafter, man sucht sich sein Ziel und macht Jagd auf Menschen.

Nachts aber herrscht sehr strenger Dienst. Man muß Wache stehen und wieder Wache stehen. Denn wir sind nur eine ganz dünne Linie, ein Regiment gegen drei französische. Wenn sie mehr Mut hätten, wären wir hier verloren, ermüdetes, schmutzbedecktes Häuflein, das wir sind.

Das Schrecklichste ist das Stillliegen im feindlichen Artilleriefeuer. Nichts kommt dem gleich. Es ist eine suchtbare Anspannung an die Nerven. Ueberhaupt warten, nicht selbst handeln dürfen, ist schlimmer als im Gefecht stehen. Die Franzosen haben sich heute etwas zurückgezogen. Wir standen uns zuletzt nur noch auf 100 Meter gegenüber. Das Unangenehme war dabei, daß man immer befürchten mußte, durch eine Miene in die Höhe zu fliegen. Ich möchte eigentlich nicht so sterben, dann doch lieber an einem schönen Sonnentag, wenn man den Gegner niedergekämpft hat, und das helle Signal kommt: „Seitengewehr pflanzt auf! Sprung auf, marsch, marsch, hurra!“

In Miraumont, 26. Januar 1915.

Endlich abgelöst nach sieben Wochen Schützengraben, endlich einmal wieder gewaschen! Endlich mal Ruhe! Nur von ganz ferne her donnern die Geschütze, und wenn auch hierher die schweren Batterien reichen können, so wäre hier der Tod ein Zufall, nachdem er all die letzte Zeit fast stündlich vor uns stand. Sogleich benutze ich auch die Zeit, um alle meine Briesschulden abzutragen, und da gerade heute Ihr sehr lieber Brief ankam, der auch von Dingen erzählt, die sonst nicht mehr gehört werden, so sehr man sich danach sehnt, so erhalten Sie die erste Antwort. Manches in Ihrem Brief hat mich überrascht, so richtig haben Sie sich in uns hineingefühlt. Vor allem haben viele von uns den Wunsch, heil zurückzukehren, um darnach zu verhüten, daß wir wieder in den alten Zustand versinken. Neue Zeiten heraufzuführen — holder Wahn! Mir scheint es sicher, daß es nur ein Wahn ist. Dennoch wollen wir es dann versuchen, sei's nur, weil wir es sollen. Auch, um die Wahrheit zu sagen über viele Dinge, die verschwiegen werden. Denn es ist nicht alles so, wie

es sein sollte. Gerade das, was wir echten Patrioten, die im Frieden immer zu spotten hatten auf allen Hurratriotismus (da fallen mir die Verse Byrons ein: „And when I laugh at any mortal thing, 'tis that I may not weep“), gerade das, was wir erhofft hatten, nämlich den völligen Ausgleich der Standesunterschiede vor der Majestät der Opfer und vor dem allen gleichen Tod, gerade diesen Ausgleich wird es nicht geben. Sie glauben es nicht, — hier ein Bild: Schützengraben, drei Leute zanken sich um ein Brot. Drinnen die Offiziere bei Wein im Ueberfluß. Das Herz blutete. Ehre sei unsern aktiven Offizieren, die zum großen Teil mehr für ihre Leute sorgen als z. B. die Reserveoffiziere. Ueberhaupt Ehre dem, der sie verdient. Aber von der Fürsorge für den Soldaten, die so viel in den Zeitungen steht, davon merken wir nicht viel. Dann die Verteilung des Eisernen Kreuzes, das wird wohl ein Skandal werden, wenn nicht rasch eine ruhige Stimme zuerst losschlägt. Und so gibt es genug. Es gibt Leute z. B., die sich, weil sie Einjährige sind, vom Dienst drücken, wie es geht, nicht denkend, daß dafür andere sich wieder schinden müssen. Ach, man zog aus mit Hoffnung über Hoffnung, und man erlebte Enttäuschung über Enttäuschung. Oft verstehe ich die Menschen gar nicht. Meine Freude ist es, daß meine Kameraden mich lieben, daß mein bester Kamerad ein Maurer ist, ein anderer ein Eisengießer. Mich freut es, nicht, daß ich auch zum Eisernen Kreuz eingereicht bin, sondern daß Mannschaften aus anderen Gruppen, ja aus anderen Zügen, wenn sie eine gefährliche Sache haben, zu mir kommen und mich fragen, ob ich sie begleiten will. Mich freut es, wenn sie in ihrem westfälischen Platt sagen: „Dat is en Student, aber 'ne treue Seele.“ Und das „aber“ ist doch so beschämend dabei. Hier ist jedenfalls der Punkt, wo Friedensarbeit einsetzen muß mit aller brutalen Kraft der Wahrheit. Denn die Wahrheit ist allemal brutal. Man hat gesagt, die heutige Jugend sei schon degeneriert, jetzt leistet sie mehr als die Väter 1870. Ob sie imstande ist, nachher auch die Wahrheit zum Siege zu führen, alles was 1870 verschwiegen wurde? Manche unter uns schwören, wenn (ja, das Wenn!) wir heimkommen, dann soll der Einzugsjubiläum nicht die Trauertöne übertäuben. Aber das große „Wenn“.

Das ist die große Notwendigkeit, die uns aufgezwungen ist: das Auseinandersetzen mit dem Tod. Fast alle müssen irgendwie über diesen Punkt kommen, nur wenige sind teils so stumpf, teils so tapfere Naturburschen, daß sie es nicht brauchen. Der immer gegenwärtige Tod zwingt aber doch die meisten, teils wieder zu alten Göttern zurückzukehren, teils neue zu suchen. Religion — Philosophie. Fast alle versuchen, sich damit auseinanderzusetzen. Man liest so viel von Todesverachtung, das gibt es überhaupt nicht, wir hängen jetzt alle fester am Leben als jemals, viel fester, direkt krampfartig oft. Wenn man oft so tollkühn vorgeht, so ist es das Wutgefühl und dann die Ueberzeugung, je rascher man vorgeht, desto ungefährlicher ist es. Daß alle Fatalisten sind oder

werden. ist natürlich. Zu allen Zeiten war der Soldat Fatalist. Auch das tolle Genießen, das hastige Ausleben, das Leben für einen Tag ist so charakteristisch. Die Fähigkeit aber, mit den ernstesten Fragen sich gut auseinanderzusetzen, ist der Vorteil der Gebildeten im Heere. Dafür haben unsere Kameraden oft die größere Naturkraft und einen natürlichen Mut. Das ist die große Freude, die ich hatte in diesem Kriege: ich brauchte meine Anschauungen in nichts zu ändern. Ich sah, daß dieser Krieg alle Friedensbewegungen nur verstärken wird durch seine Scheußlichkeiten. Und dann sah ich oft die ungeheure Tapferkeit, die im Deutschen steckt. Helden sind wir alle deswegen nicht. Eine Stunde Artilleriebeschießung tötet allen Mut. Aber Infanterie gegen Infanterie, nun, dann heißt's stets bei unsern Leuten: „Lat se man kommen!“ Das ist die Hauptsache.

Wie es steht? Ja, wir wissen es nicht. Ob wir siegen, wir wissen es nicht. Wir wissen nur soviel, daß der Sieg uns nötig ist, und daß wir eben trotz aller unserer Kriegsmüdigkeit unsere Pflicht weiter tun werden. Geschlagen werden wir wohl nicht, aber wir können verbluten.

26. Februar 1915.

Sie haben recht, man ist anders geworden als früher, man scheut sich weniger, sein wahres Gesicht zu zeigen; denn es kann wohl sein, daß man nicht mehr lange die Möglichkeit hat, es zu tun. Und vor allem: man hat endlich mal ein Recht erworben, seine Eigenart zähe zu behaupten. Wie lange es aber anhalten wird, das ist die Frage. Ich fürchte eben doch, nach und nach versinkt alles wieder ins alte Gleis, und darnach bleibt doch wieder nur der verbissene Trotz und seine Waffe: der Spott. Vielleicht aber rettet man ein Andenken an einzelne, und das wäre schon ein Gewinn genug. Nicht wahr? In diesem Sinne hoffe ich auf ein Wiedersehen.

Links von uns liegt die Garde, auch sie meist schon stark mit Freiwilligen und Rekruten durchsetzt und ergänzt. Da traf ich neulich eine recht große Anzahl Studenten, man kam ins Singen, und es klang das Lied „O alte Burschenherrlichkeit“ hinüber zu unsern Gegnern. Man sang so mit einem eigenen Gefühl. Jeder dachte wohl heimlich daran, daß keiner mehr so ein richtiger Bursche werden wird, wenn er heimkehrt. Er müßte denn ein Flachling sein, der alles das vergessen kann, was wir Schreckliches haben in uns aufnehmen müssen. Manchmal denkt man darüber nach, was nachher werden soll. Gewöhnlich gibt man es bald wieder auf, das Denken geht nicht mehr so recht, und man lebt zu sehr der Gegenwart, dem Augenblick. Und doch können wir nicht lassen, von Zeit zu Zeit mal der Zukunft auch zu leben.

Zabern, 10. April 1915.

Wie Du siehst, bin ich immer noch in Zabern: das neueste ist, daß der Kursus am 12. in Döberitz beginnt. Hoffentlich! Ich halte dieses leidige Nichtstun bald nicht mehr aus. Heute hat mich die Nachricht von Helferts Tod und Altschülers schwerer Verwundung erreicht. Noch selten ist mir so deutlich und schwer bewußt geworden, welch bitteren Verluste wir haben. So geht einer nach dem andern weg, mit einer so tödlichen Sicherheit, daß es manchmal ganz erschreckend ist. Helfert war noch der letzte der Alten, jetzt ist er weg. Mit Altschüler beginnt die zweite Reihe. Und trotzdem: ich ginge heute lieber wieder los als morgen, zumal sie im Westen ja wieder lebhaft am Kämpfen sind. Manchmal kommt man sich wie ein Fahnenflüchtiger vor, wenn man so gesund und kräftig und dabei so untätig ist. — Ich leide geradezu an schlechtem Gewissen, wenn ich bedenke, daß ich kräftig, ledig, jung hier hinten mich herumdrücke, während manch alter Landwehmann draußen blutet. Ich bin verdrossen und unzufrieden. Wie oft ich den ganzen Offiziers-Aspiranten-Kursus schon zum Teufel gewünscht habe, kannst Du Dir denken. Hoffentlich geht's bald los. Dann gehst Du auch nochmal mit, und wenn's Dein anderes Auge kostet, was?

Sennelager bei Paderborn, Lehrkursus für Offiziersaspiranten,

12. Juli 1915.

. . . Was ich für Eindrücke in Deutschland gewann? Ich habe nicht den Eindruck, daß Deutschland mit der Zeit gewachsen ist, ich habe auch nicht den Eindruck, daß es den Ernst dieses Krieges verstanden hat, ich habe nur den Eindruck, daß es so kommen wird, wie ich mir schon im Felde es dachte: es wird alles beim schlechten Alten bleiben. Jetzt bin ich hier bei einem Kursus, der endlich am 7. August sein Ende finden wird, dann geht es wieder ins Feld. Zuvor hatte ich Dettweiler Rekruten ausgebildet, und zwar die jungen. Ich muß sagen, daß ich viel Freude dabei gehabt habe, diese jungen Gemüter umzubilden, ihnen den Ernst der Zeit zugleich mit ihrer Größe einzuprägen, ihnen ihre Aufgabe zu zeigen und auch zu erleichtern.

Jetzt sitzen wir hier, langweilen uns sehr, sind empört über so manche Zustände hinter der Front, haben aber eine Freude und einen Genuß: wir haben Kameraden gefunden. Im Krieg schließt sich Freundschaft hurtig und fest, denn viel rascher ist auch die Beurteilungskraft geworden. Die Erzählung eines Erlebnisses sagt uns schon genug, ob der Erzähler ein Charlatan oder ein Kerl ist. So haben wir gute Freundschaften geschlossen; schnell mußte es gehen, denn vielleicht ruft der Tod bald wieder viele von uns. Das Schöne ist eben, daß man endlich wieder Bekannte hat, die auch das lebhafteste geistige Interesse für das Erfordern unserer Zeit belebt, und daß uns endlich wieder

gute Bücher nach Wahl zur Verfügung stehen. Kameraden aus allen Gegenden hat der Wind zusammengeweht, wir haben solche, die vor Ypern lagen, mit uns vor Arras und Albert kämpften, und auch richtige Freiwillige, die damals im Oktober und November singend auf Dixmuiden stürmten, 208er, von denen 300 vom ganzen Regiment übrig blieben, Kerls, die in Rußland, Polen, Galizien fochten. Endlich haben wir so die Möglichkeit, uns langsam ein wahres Bild des Riesenkampfes zusammenzusetzen, soweit er wenigstens die Seele unserer Kämpfer berührt. Da schreibt denn mancher kernige Worte ins Stammbuch: „Lebensfroh das Soll über das Muß!“ Schrieb mir einer, mir selbst so recht aus dem Herzen. Auch hier das Bild, wie urkräftig alle noch einmal das Leben genießen, das sie so unerwartet noch einmal sehen dürfen. Auch hier das Bild: Fast ein jeder von uns handelt nur noch bestimmt von der Annahme des baldigen Todes; denn eines jeden Ueberzeugung ist (durch die Tatsache tagtäglich fester eingeprägt): auf die Dauer kann ja doch keiner dem Geschick entgehen, fragt sich nur, was für eine Art Schuß einer kriegt. Und dann hört man so oft auch wieder: „Nachher, wenn wir nächsten wieder rauskommen, dann wollen wir noch einmal drauf- und drangehen wie zu Beginn, das ist noch immer das beste.“ Es ist schön, daß wir doch noch viele sind, die gerne wieder rausgehen, obschon sie all das Furchtbare jetzt kennen, also aus wahrer Tapferkeit, nicht aus der Scheintapferkeit der Unkenntnis heraus.

Sennelager, 22. Juli 1915.

Ich erhielt gestern, am 21., Ihren Brief und beantworte ihn schon heute, denn er war wieder einer der Briefe, die man immer erwartet und doch so selten erhält. Vieles hat mich eng berührt. Sie glauben, daß wir den Tod erwarten — ja sicher; wir wollen sagen: wir erwarten alle die Kugel, und jeder hofft im Stillen, daß es vielleicht eine „gute“ Kugel ist, die rasch kommt, beim Sprung und Sturm im Sonnenschein. Aber unrichtig ist es, anzunehmen, daß wir „an den Tod glauben“. Wenn wir an etwas glauben, so ist es das Leben. Im Kriegsalmanach des Inselverlags findet sich ein Aufsatz: „Den Gefallenen“, von einem sehr bekannten Schriftsteller, darin die Worte: „Durch die Nation geht es wie ein Rausch der Todeslust, das Leben wird von Hunderttausenden hingeworfen, als sei es ein Nichts.“ Das ist Literatur. Wenn wir den Tod erwarten, so erfolgt das aus nüchternen Ueberlegungen heraus, zum Beispiel wir rechnen ganz ruhig: September waren es unser 80, Weihnachten noch 40, Februar noch 12, jetzt erhalte ich Briefe: „die Kompagnie hat wieder 50 Mann verloren“ — da sind auch sicher wieder 3—4 der Alten darunter. So überlegt man ganz ruhig. Leben wollen, o das wollen wir, bewußt und unbewußt, mit unerhörter Intensität.

Woher sonst schon die wilde Energie auch völlig erschöpfter Truppen in den Nahkämpfen! Walter Heymann, der nachher auf Soissons fiel, schrieb dies Gedicht:

Den Ausziehenden.

Kennt keiner das Buch, in dem geschrieben steht,
daß dieser falle und jener heimwärts geht?
Doch später ist in Stein und Lied zu lesen:
Die im Kampfe fielen, sind unsere Besten gewesen.

Viele aber glauben, es sei vorbestimmt,
ob einen die Kugel ausläßt oder herübernimmt.
Und bliebest Du zu Hause und wärest nicht dabei,
in Kriegszeiten irren viele Kugeln frei.

Wo aber steht es geschrieben, frag' ich, daß von allen
ich übrig bleiben soll, ein anderer für mich fallen.
Wer immer von Euch fällt, der stirbt gewiß für mich,
und ich soll übrig bleiben? Warum denn ich?

Und Heymann fiel.

— — „Es müssen auch Kräfte nach dem großen Ringen übrig bleiben.“ Hier allerdings ist das punctum saliens. Hier scheiden sich unsere Lebensanschauungen, die sonst wohl einen langen, langen Weg Seite an Seite gehen könnten. Ich bin in dieser Hinsicht vollkommener Pessimist. Ich glaube überhaupt nicht an mich. So gerne ich kämpfe und raufe (man nennt das in Zivil „Diskussion“), so wenig möchte ich die Arbeit auf mich nehmen, einen solchen Kampf durchführen zu müssen. Ganz brächte ich es gar nicht fertig, und warum etwas Halbes? Nie, nie halb sein, immer ganz. Ich, nein, ich werde keineswegs den Kampf nach Friedensschluß aufnehmen, vielleicht macht es die Jugend, die zurückkommt. Allerdings, eines ist schlimm: die Erfahrungen, die ich in Deutschland gemacht habe, dieselben haben unsäglich viele auch gemacht, das verraten unzählige Feldpostbriefe. Natürlich sind das nicht die Feldpostbriefe, wie sie nachher in Zeitungen gedruckt werden. Es sind die wahren, die nur in vertraute Hände kommen. Freilich, wer kann wissen, was die Kraft, die nach Hause kommen wird, alles erreichen wird. Jedenfalls wünsche ich lieber unserem Lande eine Niederlage (ich wünsche das mit kaltem Sinn, obschon ich nur zu gut weiß, was das heißen will), als einen Sieg, der unser Leben nicht von Grund aus ändert. Dies aber ist Sache der Daheimgebliebenen, nicht derer im Feld, die genug mit Kämpfen zu tun haben.

12. September 1915.

Ich sitze hier auf französisch-lothringischem Boden, tief unter der Erde. Draußen ist herrlich blauer Himmel, strahlender Sonnenschein, wie er so um diese Zeit oft in Heidelberg zu sein pflegte,

wo wir dann auf dem Neckar in schlanken Booten lagen. Ich denke oft an diese Zeit. Es ist eigentlich etwas unfagbar Trauriges. Entfagungsvolles um den Stellungskrieg. Wie leicht wäre das Leben, wenn wir marschieren könnten, so wie es die in Rußland tun, marschieren könnten mitten hinein in den blauen Himmel und in das Morgenlicht. Und leicht ist das Sterben=Sehen, wenn man rasch daran vorüberieht. Aber wir hier, wir wühlen uns tief in die dunkle Erde, die Kerze brennt selbst jetzt, da doch strahlendes Licht draußen liegt, in unserm Unterstand. Nebenan füllen die Jungens Sandsäcke, die sie heute Nacht in jene Löcher legen werden, die vergangene Nacht Granaten in unsere Deckungen schlugen. Jetzt ist alles ruhig, alles wartet auf die Nacht. Die Arbeiter warten auf die Nacht, der Feind wartet auf die Nacht; denn er weiß: dann arbeiten wir an der Verstärkung unseres weit vorgeschobenen Stützpunktes. So liegt das ganze Leben im Dunkel.

Verglichen mit meinen früheren Stellungen ist das hier ja gar nicht schlimm. Man liegt hier 400 Meter auseinander, gegen 80 Meter damals. Die ganze grimmige, heimliche Spannung, die damals sich von Graben gegen Graben spannte, fehlte. Manchmal, wenn ich die Briefe der Mannschaften prüfe, muß ich lächeln, wenn sie schreiben, wie schlimm es hier zugeht, und ich vergleiche das mit den Erlebnissen bei Arras.

Es fehlt hier auch ganz der alte Stamm landsknechtartig fühlender Kerle, wie wir sie damals bei den 99ern schon besaßen. Es sind meist junge Kerlchen, sehr gute Burschen, aber noch nicht hart geworden im Handwerk. Ich denke oft mit etwas Bangen daran, wie sie sich wohl bei einem ernstern Angriff schlagen mögen. Nun, es läßt sich noch viel Geist in sie hineinbringen durch ruhiges Beispiel. Glücklicherweise bin ich noch ganz gesund und spüre gar nichts von irgendwelcher Spannung der Nerven, wie so viele, die das zweitemal hinausgehen. Im Gegenteil, schlimmer als das erstemal wird es wohl nicht kommen. Und wenn? — nun dann eben. Man muß ja alles ruhig erwarten. Nur eines schmerzt mich, das ist das unendliche Ermüdetsein der Mannschaften. Es ist ganz fürchterlich, wie sehnlich sie auf den Frieden warten, die Spannkraft hat doch schon sehr nachgelassen. Kaum einer, der noch spannkraftig aushält, noch munter den Kopf hochhält und eingesehen hat, daß es nun einmal so sein muß. Namentlich vor dem Winter haben alle unheimliche Furcht. Das ist auch die Hauptaufgabe, die man sich stellen muß: Möglichst die Leute frisch zu halten in diesem abstumpfenden Stellungskrieg. Wir vernehmen von Zeit zu Zeit dann auch noch mißtönende Laute, natürlich aus der Heimat. Dort sind sie schon wieder emsig dabei, sich gegenseitig zu beschimpfen, wenn sie anderer Ansicht sind. Das alte Lied. Das neue Deutschland — ob es die Truppen mit sich heimbringen werden? Zuhause haben sie es nicht.

11. Oktober 1915.

Vorgestern kam Dein Brief, ich beeile mich, ihn zu beantworten, es ist vielleicht das letztemal, daß ich Dir schreiben kann: ein schwerer Sturm steht bevor gegen eine Stellung, die schon dreimal vergeblich trotz böser Opfer angegriffen wurde. Ich knüpfe an eine Stelle an in Deinem Briefe: „. . . daß sich als mein Zukunftsideal schon ziemlich fest die Stelle aus Goethes Abendlied festgesetzt hat: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.“ Siehst Du, gerade dies ist ein Ideal, gegen das ich selbst, eben weil es sich mir aufdrängt, immer wieder ankämpfe. Es ist Egoismus, es kann auch Entsaugung sein, es ist vielleicht Resignation. Aber auf jeden Fall müssen wir dies Ideal bekämpfen. Das Leben ist Kampf, Kampf für die Nation würdest Du sagen: für die Menschheit. Das ist bitter, wir sind oft des Kampfs müde, möchten einmal ruhen, aber wir dürfen uns nicht nachgeben. Es ist unsere Pflicht, allezeit Soldaten zu sein, Krieger für die Gesamtheit . . .

Ich glaube und glaube es noch, daß in unserm Volke der Kern und die ganze Entwicklungslinie auf den Friedensgedanken und das Weltbürgertum hingeht. Werden wir vernichtet, ist es mit diesen Blüten der Kultur aus. Darum kam ich gern. Ich kam aus Ueberzeugung, nicht im Mobilmachungstaukel, der auf Euch alle so gewaltigen Eindruck machte. Es war schön, die jungen Reservisten singend zur Fahne eilen zu sehen; das habt Ihr auch gesehen; aber Ihr saht nicht die weinenden Frauen, die am Trottoir nebenher liefen; die habe aber ich gesehen. Woher das teilweise Versagen unserer Kriegsfreiwilligen? Weil sie im Mobilmachungstaukel gekommen waren und nicht aus clare und distincte erfaßter Ueberzeugung. Darum, weil ich ans Ueberzeugung kam, bin ich auch noch nicht bei denen gewesen, die wünschen: „Wär's nur rum, einerlei wie!“ . . .

Soeben kam Marschbefehl; wir werden heute nacht verladen; wohin, ich weiß es nicht. Ich glaube, wir werden stürmen. Tag und Nacht hören wir das Rollen von der Champagne. Gestern und heute haben wir den Sturm geübt, wir wissen genug. Ich glaube, ein Sturm, um unsern bedrängten Kameraden Luft zu schaffen. Die Kerze brennt so flackrig, man denkt auch an allerlei — man hat sooft schon Glück gehabt. Aber eins soll sein. Der Ruf: „Freiwillige vor!“ soll Freiwillige finden. Ob man die Kerle mitreißen kann? Mir kommt ein Gedicht in den Sinn, das ich einmal las:

Wir treten an zum Sturme,
Die Uhr vom nahen Turme
Schlägt bang die Mitternacht! — — —

Mein lieber Freund, nochmal geraden, aufrechten Gruß, jetzt darf man sagen: treudeutschen Gruß!

12. Oktober 1915.

Der Sturm war schrecklich-schön, das Schönste, aber auch das Schlimmste, was ich erlebt habe. Unsere Artillerie schoß wunderbar, und nach zwei Stunden (die Franzosen brauchen siebzug) war die Stellung sturmreif für deutsche Infanterie. Der Sturm kam — wie eben nur deutsche Infanterie stürmen kann. Herrlich, wie unsere Leute, namentlich die jüngsten, vorgingen, herrlich! Die Offiziere anderer Regimenter, die zusahen, gestanden uns, sie hätten noch nie dergleichen gesehen. Gegen wahnsinniges Maschinengewehrfeuer ging es mit einer Sicherheit vor, die uns niemand nachmachen kann. So war die Höhe, die dreimal vergeblich angegriffen worden ist, in einer Stunde genommen. Die Beute ist größer, als der Tagesbericht angibt.

Aber nun kommt erst das Schlimmste, diese Höhe zu halten. Es stehen uns böse, böse Tage bevor. Kaum darf man hoffen, ganz gesund durchzukommen. Die französische Artillerie schießt jetzt furchtbar, und jede Nacht folgen Gegenstöße und Handgranatenkämpfe. An meiner Stelle sind wir nur 20 Meter voneinander. Jetzt, da man wieder das Leichte des Stürmens erlebt hat, schaudert man vor dem Gedanken, daß man von einer Granate im Graben zerrissen, dann verschüttet wird und so umkommt im Schlamm und Dreck. Wir alle möchten so gern noch ein paar Monate erleben, bis es endlich hier zum endgültigen Sieg vorgeht. — Der Sturm war herrlich!

Alfred Vaeth, stud. phil., Heidelberg,
geb. 25. Dez. 1889 in Krozingen (Baden),
gef. 16. Oktober 1915 bei Leintrey.

Saarlouis, den 22. Juli 1917.

Die Wartezeit ist um. Heute erhielt ich den Marschbefehl, morgen geht's hinaus. Wie anders ist dieser Abschied doch wieder als der damals, und wie anders auch wieder als der erste im Dezember 1914. Immer ernster ist's geworden, immer schwerer lastet trotz aller Siege der Druck auf unserem Lande. Und die ungeduldige Erwartung auf den Kampf, die ungestüme Freude, noch mit dabei zu sein, wenn's gilt, dem Feinde den Rest zu geben, die kann man wohl von niemand mehr verlangen, der das Schützengrabendasein kennt und am eigenen Leibe den vollen Ernst gespürt hat. Finde ich sie bei unseren Jungen, so freut's mich von Herzen; und sie ihnen mit kaltherzigem Spott zu entreißen, halte ich für Frevel. Bei uns, die den Ernst geschmeckt haben, muß an ihre Stelle die tiefgegründete Entschlossenheit treten, solange das Vaterland in Not ist, für es einzutreten mit allem. Der Tod ist das Härteste nicht, was einen treffen kann. All dessen voll bewußt sein und dennoch — nicht dem Muß sich fügend — sondern bereitwillig und gerne hinausgehen, das ist nicht leicht. Mit Rauschgefühlen sich darüber hinwegzutäuschen,

halte ich für unwürdig, nur rechte Selbstbesinnung hilft mir. Ich weiß, daß mir ein holdes Schicksal vergönnt hat, an dem klaren Brunnen deutschen Volkstums Mut des reinen Lebens zu trinken. Auf wundervollen Wanderfahrten haben meine Augen die Schönheit deutschen Landes getrunken, und ich hab' eine Heimat, die ich liebhaben kann. Da weiß ich auch, wo ich hingehöre, solange es gilt, das zu verteidigen. Das war meine Ueberzeugung, als ich das erstmal auszog, das ist sie auch heute. — Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Ich muß es aufs neue lernen, auch ans Ende ruhig zu denken. Es bleibt nicht aus, daß man sich da über Gehalt und Wert der verfloßenen Zeit Rechenschaft ablegt. Ohrenbeichte haben wir nicht, man muß das ehrlich mit sich selber abmachen. Eins aber sei Euch gesagt: ich werde mir da recht bewußt, wieviel Wärme und Erquickung, wieviel freundliche Anteilnahme mir begegnet ist, auch wo ich sie nicht verdiente. Für Euren großen Anteil daran sei von Herzen gedankt. Betrübt Euch nicht, daß ich wieder hinausgehe. Mein Platz ist dort. Das werdet Ihr einsehen.

Johannes Philippson, stud. phil., Kiel,
geb. 19. April 1893 in Dollerup (Angeln),
gef. 20. September 1917 bei Poelkappelle.

Im Westen, 15. August 1916.

Deutschland ist so schön, so gar schön!

Sie haben sicherlich herrliche Tage gehabt im Harz und hernach im Lahntal. . . . Meine Mutter hat ein Gesuch an das Kriegsministerium gerichtet, die Sache mit meinen Brüdern dargelegt (die beide in Frankreich gefallen) und gebeten, man möge mich aus der Front zurücknehmen, damit ihr wenigstens der dritte Sohn erhalten bliebe. (Dies tat sie alles ohne mein Wissen und Willen). Das Kriegsministerium hat das Gesuch sofort genehmigt und dem Regiment dies telegraphisch mitgeteilt. Das Regiment schlug mir Versetzung in ein Rekrutendepot oder sonst eine Ersatzformation, eventuell in die Heimat vor. Ich habe jedoch eine Versetzung aus der Front glatt abgelehnt. Für einen jungen Offizier ist es Ehrensache, in der Front zu bleiben, solange es überhaupt möglich ist. Es ist keine Lieblosigkeit gegen meine Mutter, wenn ich das sage, sondern lediglich die Feststellung, daß die Pflicht gegen die Allgemeinheit eine höhere ist.

Ich weiß sehr wohl, daß die meisten Offiziere in der Front nicht so streng denken über ihre Pflicht wie ich. Ich weiß sehr wohl, daß mich alle Leute darum verurteilen werden; aber ich bin mir bewußt, richtig gehandelt zu haben. Meine Brüder sind als Helden in den Tod gegangen — sollte ich mich da verkriechen? Niemals!

Edmund Knoellinger, stud. phil., Gießen,
geb. 20. August 1892 in Budenheim bei Mainz,
gef. 16. Oktober 1917 am Chemin des Dames.